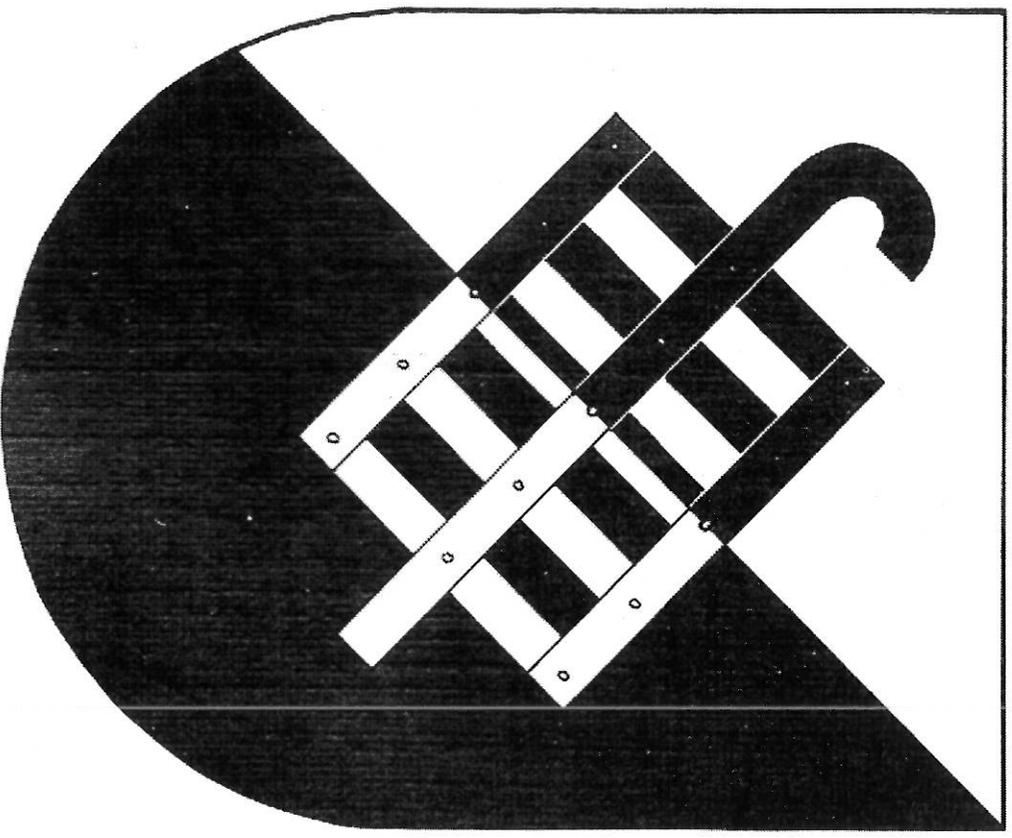


Sagen & Geschichten



von Herschbach
1. Folge

Herausgeber: Kur- und Verkehrsverein, Herschbach
Verantwortlich für Inhalt und Text: Winfried Himmerich
Fotos: Heinz Güssgen
Übersetzungen: Rudolph Hörle
Druck: Corzilius, Selters

1982

Vorwort

In der „guten alten Zeit“, in der es noch keine Autos oder Fernseher gab, in einer Zeit, in welcher die gesamte Familie abends noch rund um den Tisch saß, die Frauen des Hauses strickten, häkelten oder flickten, die Kinder mit Holzklötzchen Burgen bauten und der Opa sein wohlverdientes Pfeifchen rauchte, wurden gar manche Geschichten und Sagen erzählt.

Die fortschreitende Technik hat viel an Besinnlichkeit und Beschaulichkeit vergangener Tage genommen. Die Hast nach Geld und Gut läßt keine Zeit mehr zu beschaulichem Erzählen und besinnlichem Betrachten. Vieles droht zu verschwinden und in Vergessenheit zu geraten, wie so manches aus alter Zeit, was wert ist, der Nachwelt erhalten zu werden.

Sagen, Mären und Lieder, in ihrer Schlichtheit und Einfachheit Bilder des Denkens und Fühlens unserer Vorfahren, sind ein wertvolles und erhaltungswürdiges Kulturgut. Es zu wahren, zu sammeln und hinüberzueretten in die Neuzeit sollte Aufgabe eines jeden verantwortungsbewußten Zeitgenossen sein.

Der Kur- und Verkehrsverein, der in besonderer Weise für Kultur und Erbauung verantwortlich ist, hat mit der Herausgabe dieses Bandes einen Schritt im oben genannten Sinne getan.

Viele der nachstehenden Sagen stammen aus der Feder der Herren Robert Jung und Theo Allef. Nur so war es möglich, diese Lektüre in einer solchen Breite zu erstellen.

Das vorliegende Heft soll der Anfang einer Schriftenreihe sein, in welcher Leben, Geschichte und Brauchtum Herschbachs und seiner Bürger dargestellt werden soll.

Winfried Himmerich

Chronik

In verkürzter Form, eine ausführliche Schilderung folgt im Band 2.

Das ehemalige Erzstift Trier besaß rechts des Rheines ein ansehnliches Besitztum, seit altersher das „Trierischland“ genannt. Hierzu zählten: Amt Ehrenbreitstein, Montabaur, Vallendar, Engers, Limburg und Herschbach. 1803 verschwand Kurtrier von der Landkarte. Seine Ländereien wurden unter die benachbarten weltlichen Staaten aufgeteilt.

Der Name Herschbach hat bis heute viele Veränderungen erfahren: So schreibt sich der Name 1267 Herincsbach, 1348 Hergyszbach und 1536 Niederherschbach.

Herschbach wird zum ersten Mal in einer Urkunde 1248 erwähnt. In dieser Schrift bekundet der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden, daß in seiner Gegenwart sein Schwager Heinrich Herr von Isenburg auf alle Ansprüche über Herschbach zu Gunsten der Gräfin Mechthild von Sayn verzichtet. Doch bald danach fiel das Dorf wieder an die Herrschaft Isenburg-Grenzau zurück. Diese haben Burg und Herrschaft Herschbach oftmals verpfändet. So wechselte Herschbach häufig seinen Besitzer.

Die Wasserburg wird im Jahre 1320 zum ersten Mal erwähnt. Im 16. Jahrhundert wird der ursprüngliche Wehrbau in ein kleines wohnliches Schloß verwandelt. Zuletzt diente dieses Schloß als Oberförsterei. 1880 wurde sie wegen Baufälligkeit abgerissen. Auf ihren Grundmauern steht heute das Marienheim der Dernbacher Schwestern, der Armen Dienstmägde Jesu Christi.

1353 werden dem Flecken von Kaiser Karl dem IV die Stadtrechte verliehen. Damit verbunden waren die Rechte zum Abhalten von Märkten

und das Heben von Zoll und Steuern innerhalb des Weichbildes von Herschbach.

Herschbach gehörte ursprünglich bis zur Erhebung zur Pfarrei im Jahre 1695 zum Kirchspiel Marienrachdorf. Da wegen des Zuzuges der Bewohner von Dorfborn und Oberherschbach, welche wegen den Wirren des 18. Jahrhunderts in die sicheren Mauern der Stadt Herschbach gezogen waren, die kleine Kapelle quer über dem heutigen Marktplatze zu klein geworden war, baute man die heutige Pfarrkirche. Grundsteinlegung war im Jahre 1795.

Schon im 17. Jahrhundert wird in Herschbach Schule gehalten. 1750 errichtete der Pfarrer von Herschbach Georg Daniel Wiedenhofer eine lateinische Schule (höhere Schule). 1851 wird am Marktplatz ein Bürgerhaus nebst Schule gebaut. Dieses Gebäude wurde bis 1960, bis zur Errichtung der Laurentius Schule, als Volksschule benutzt.

Das Bild Herschbachs wurde seit Mitte des 19. Jahrhunderts stark von der Quarzit-Industrie bestimmt. Noch nach dem 2. Weltkriege arbeiteten hier einige hundert Männer. Zum Abtransport des Gesteins wurde eigens eine Kleinbahn installiert. Heute arbeiten nur noch wenige Leute im Quarzitbruch. Auch die Kleinbahn wurde wieder demontiert. Das Geschehen Herschbachs wird heute bestimmt durch einige größere Firmen im Maschinenbau, in der Keramik oder Bauwesen. Aber auch viele kleinere und mittelgroße Firmen haben sich hier angesiedelt und tragen dazu bei, daß Herschbach einen wirtschaftlichen Mittelpunkt darstellt.

Besonders zu betonen ist das rege Vereinsleben der Herschbacher. Weit über die eigenen Grenzen hinaus sind die Feste und Veranstaltungen der vielen Herschbacher Vereine bekannt.

Vergleich zwischen der Gräfin Mechthild zu Wied und Herrn Heinrich zu Isenburg über die Schlösser Hartenfels und Herschbach wie auch sonstiger Güter und Leibeigener zu Nister und Metrich usw., desgleichen die Rechtssprechung zu Lupodorf und Dadenberg.

Beschlossen in Köln am Hofe der Gräfin von Sayn 1248, am 6. Tag nach Aschermittwoch.

Wir, Konrad, von Gottes Gnaden Erzbischof der Kölnischen Kirche, wollen, daß allen künftigen Lesern des vorliegenden Schreibens bekannt sei, daß in unserer Anwesenheit der Herr Heinrich von Isenburg, der Sohn unserer Schwester, für sich, seine Gattin, seine Kinder beiderlei Geschlechts, b) seine Brüder und Schwesterkinder c) auf jede Zwangseintreibung und Forderung, die ihm und den Vorgenannten zustanden oder haben zustehen können bezüglich der Güter und Zinserträge von Nister, verzichtet. Ebenso hinsichtlich der Burg-Güter (Schloß-Güter) und Zinserträge von Hartenfels und Herschbach.

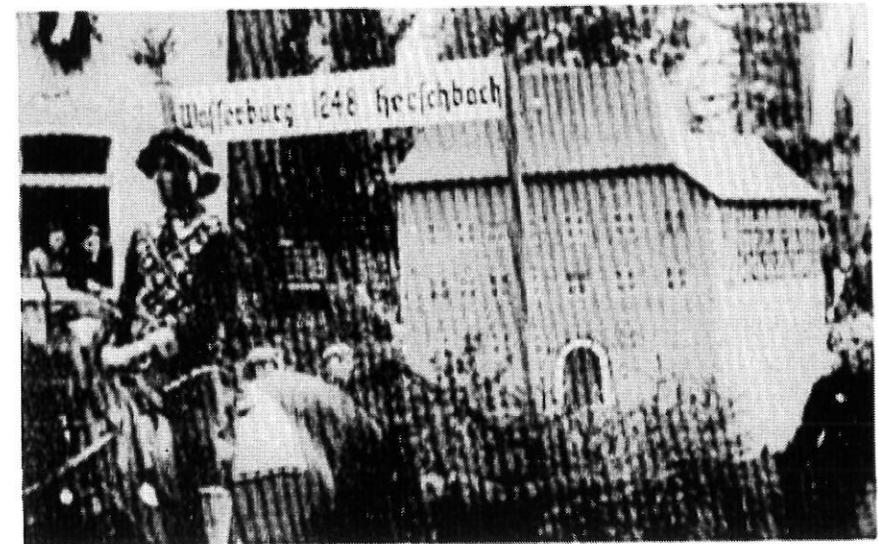
Darüberhinaus bezüglich der Rechtssprechung von Lupodorf und Dadenberg. Und das hat er nun zur Aufgabe der edlen Herrin Mechthild, jener Gräfin von Sayn, und ihrer Nachfolger gemacht. So, daß eben dieser Heinrich und die oben Genannten die Gräfin oder ihre Erben und Nachfahren niemals in den erwähnten Gütern behindern. Und wenn dies durch eben diesen Heinrich geschieht oder einen der oben Genannten, hört dieser Heinrich damit auf, und außerdem legen auch wir jene Behinderung ab.

Wegen dieser Abmachung hat die Gräfin auf unser Geheiß diesem Heinrich 200,- Mark kölnischen Geldes gezahlt.

Zeugen dieses Vertrages sind der Küster der Hohen Domkirche zu Köln, Philipp, der kölnische Burggraf H., der Herr G. von Waldenberg, der Herr F. von Schleiden, G. von Rennenberg, Volkoldus von Bure, G. von Bernesowe, Hermann Pincerna, Flecko von Holstein, Werner der Süße, Heinrich, der Sohn Edmunds und recht viele andere.

Gemacht am Hofe jener Gräfin zu Köln
im Jahre des Herrn 1248, am 6. Tage nach Aschermittwoch.

Zur Sicherung des Vertrages haben wir dieses daraufhin verfaßte Schreiben mit unserem Siegel rechtskräftig gemacht.



Bei der 700-Jahrfeier im Jahre 1948 wurde die Geschichte Herschbach's noch einmal nacherlebt.



Dat Luhweivjen spukt.

(Das Lohweibchen spukt).

Wenn man geradewegs von Herschbach nach Hartenfels wandert, kommt man durch ein Waldgebiet, welches im Volksmund „die Luh“ genannt wird (Luh = Lohe). Hier hatte vor einiger Zeit ein altes Weib seine Unterkunft. Hier trieb es sein Unwesen.

In Monaten mit langen Abenden erzählen auch heute noch Großeltern ihren Enkelchen von den Taten des Lohweibchens. Aufmerksam hören die Kleinen zu. Gar manchmal träumt es danach schaurige Geschichten. Gar manchmal wacht es schweißgebadet auf. Wenn Nebelschwaden sich aus der Loh über Herschbach ausbreiten, eilt gar mancher mit einem schlechten Gewissen eiligst nach Hause.

Eine Geschichte vom Lohweibchen will ich Euch erzählen. Sie trug sich schon vor geraumer Zeit zu. Zu einer Zeit, in welcher noch in Hergisbach (Herschbach) an der Kreuzung Hartenfels – Schenkelberg ein kleines Häuschen stand. Es war ein altes Fachwerkhaus. Auf der Hofseite reichte das Dach fast bis auf den Boden. Im Winter, wenn der Sturm über das Land fegte, flackerte im Zimmer die Laterne. Besitzer dieses Häuschens war der Esper. Ein großer, kräftiger Mann, der gegebenenfalls im Streite sich nicht vor dreifacher Übermacht zu fürchten brauchte. Um so kleiner jedoch war er vor seiner redewardten Frau. Und erst beim Gedanken an's Lohweibchen: Ihm schlotterten die Knie! „So einem Gespenst ist nicht beizukommen“, so pflegte er oft zu sagen. War es abends bei einem Gang zur Nachbarschaft einmal spät geworden, und mußte er den Weg durch des Lohweibchens Reviers nehmen, dann ging es in fliegender Hast, in doppelter Furcht!

Einmal wegen seiner „Lina“, welche es durchaus nicht litt, daß ihr Anvertrauter noch draußen weilte. Zum zweiten – das Lohweibchen – das er hinter jedem Baumstrunk zu erkennen glaubte.

Zur gleichen Zeit wohnte in Hartenfels ein Spielmann, ein Musikant. Der zog mit seiner Geige weit in die Runde. Zumeist in's Hinterland, wie man in Herschbach die Gegend um Roßbach und Oberdreis nannte. Hier hatte er an Kirmes oder anderen festlichen Gelegenheiten zum Tanz aufzuspielen. Klein und zierlich war seine Gestalt, die Glieder gelenkig, elastisch der Schritt. Stets guter Laune und voller Späße. So kannten ihn Jung und Alt. Der Schalk saß ihm recht im Nacken. Wenn er tagsüber so dahinschritt, mit seiner Geige unterm Arm, so waren seine Gedanken nie ernsthaft.

Er dachte nach, wie er seinen lieben Mitmenschen einen Schabernack spielen konnte. Und gar häufig wurde dieser noch in derselbigen Nacht ausgeführt.

Dieser Musikant kommt eines Tages spät von irgendwoher durch die Herschbacher Loh. Der reichlich genossene Kirmeskuchen und Kirmesbraten, dazu die Unmenge vertilgter „Dauborner“ machten ihm Beschwerden. Hinter einer dicken Eiche versuchte er dem abzuhelfen. Plötzlich schallen hastige Schritte von der Hartenfelser Seite her. Der Esper ist's, der in Eile den „Kutschengraben“, Lohweibchens Fahrweg von der Herschbacher zur Hartenfelser Burg, heraufkommt. In Hartenfels war es ein bißchen spät geworden. Nun sucht er in Hast der ihm so unheimlichen Luhe mit ihrem berüchtigten „Kutschengraben“ und dem noch schlimmeren Lohweibchen zu entrinnen.

Der Spielmann sieht ihn kommen. Schon arbeitet seine Allotriamaschine unter der Schirmmütze. Flugs ist er auf, das weiße Hemd über die Hose gezogen und mit einem schneidigen Sprung auf das Espers Buckel. Den faßt grauses Entsetzen.

„Wehe, das Lohweibchen!“

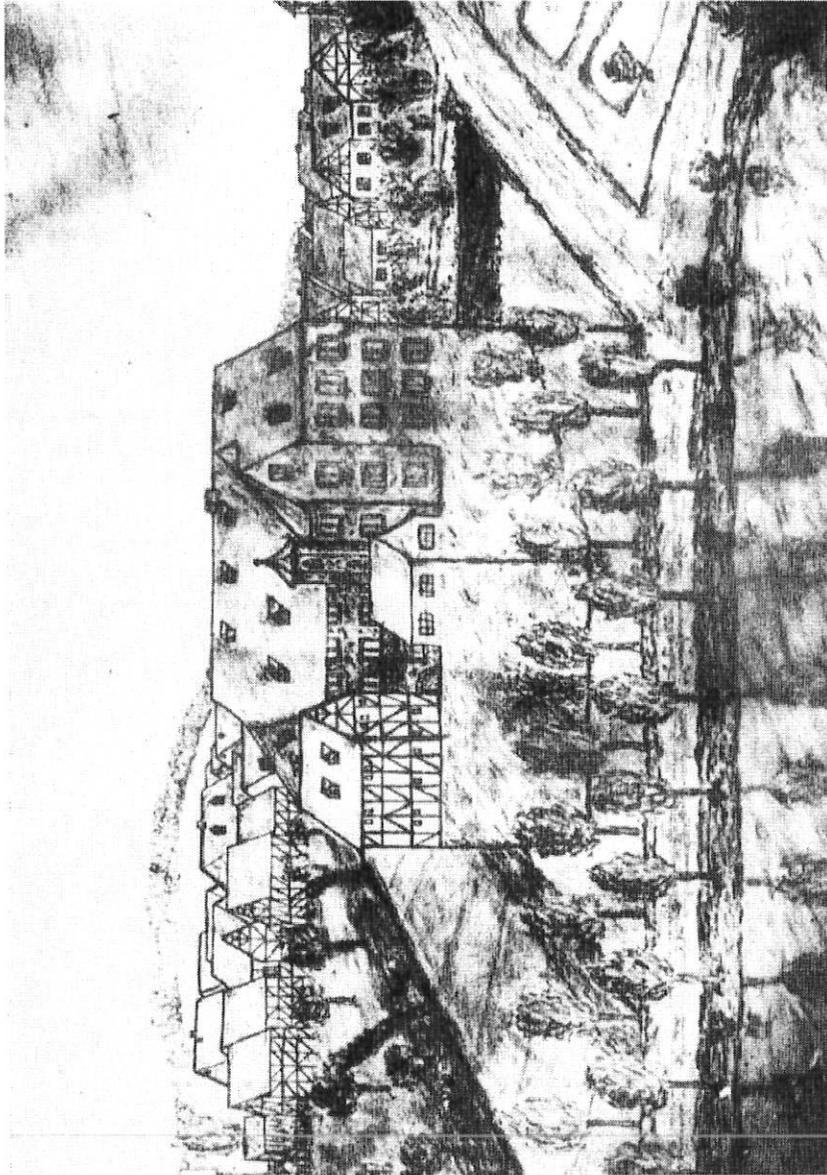
So federleicht und doch so schwer sitzt's ihm im Nacken; zwickt ihn – reißt ihn an den Ohren, an den Haaren. Tritt ihn in's Kreuz, macht schauriges Geschrei.

Nur ein Gedanke beherrscht den Esper: heraus aus der Luhe! Eiskalter Hauch spürt er im Genick. Er stürmt in unsagbarer Angst dem Hartenfelser Weg entlang. Bei den ersten Häusern springt das „Lohweibchen“ ab. Der Esper merkt es nicht – oder doch? Er rennt weiter. Totenbleich mit verzerrtem Gesicht kommt er zuhause an. Seine Glieder zittern. Der Schreck sitzt ihm noch im Gebein! Seine Frau schimpft. Es nützt nichts. Er kann kaum ein Wort hervorbringen. Er wird zu Bett gebracht.

Auch am nächsten Tag und einige Tage mehr muß er das Bett hüten. Kurz darauf trägt man seine Leiche auf den Friedhof nach Oberherschbach. Hatte er sich erkältet? Oder war es der Schrecken? Wer weiß es?!

Das aber war des Spielmanns letzter Scherz. Er ergab sich dem Trunke. Im Rausche führte er unheimliche und unverständliche Reden: vom Esper, vom Lohweibchen. „Das hatte ich nicht gewollt!“ Tränen rannen in seinen Bart.

Bald folgte er dem „Esper“ nach. Die Wahrheit kam nie ans Tageslicht. Böse Menschen aber meiden auch heute noch zu den Abendstunden den Weg durch die Luh.



Die Burg zu Herschbach um 1860.

Lohweibchen oder Blinsenweichen, wer war's?

Vor langer, langer Zeit ging ein Herschbacher Bursche nach Sessenhausen auf die Freite. Das Sessenhäuser Liebchen muß sehr schön gewesen sein, denn warum sonst nahm der Herschbacher Liebhaber so lange und beschwerliche Märsche auf sich?

Wie dem auch sei! Der Abschied war mal wieder sehr schwer gewesen. Die beiden mochten sich nicht trennen, doch es mußte sein. Der späte Freier hörte auf dem Heimweg die Marienrachdorfer Kirchenuhr bereits mit dumpfen Klang zwei Uhr schlagen.

Schneller wird sein Schritt. Schon glaubt er die unheimliche Sessenhäuser Luhe durchquert zu haben. Doch plötzlich spürt er einen Schlag in seinem Rücken. Eine Gestalt klammert sich an ihm fest. Ist es das Lohweibchen aus der Herschbacher Luhe oder ist es das Blinsenweibchen, welches sich normalerweise in dem Gebiet des Rückerother Bäumchens aufhält?

Zum Umschauen hat der Freier nicht genug Schneid. Aber die Angst verleiht ihm Riesenkräfte. Ungeachtet der schweren Last stürmt er davon, um das sichere Herschbach zu erreichen. Die Last wird schwer und schwerer. Sie preßt ihm die Knie in die Rippen, wirft die Mütze des Flüchtenden mit weitem Bogen in die Finsternis, reißt ihm an den Ohren und Haaren. Wilde Schreie hallen durch die Nacht. Sind es Angstschreie des Burschen oder sind es die Schreie des Reiters? Schweiß rinnt dem Dahinstürmenden über den Buckel. Endlich, Herschbacher Gebiet ist erreicht. Aber das Ungeheuer sitzt fest. In wilder Jagd keucht der Bursche weiter. Vorbei geht es an den Tännchen am Selterser Weg. Der Damm an der Herschbacher Burg ist erreicht. Da endlich, bei der Burg-einfahrt springt das Weibchen ab. Erleichtert eilt der Freier weiter. Für einen Blick nach rückwärts hat er keine Zeit. Mit unsagbarem Schrecken im Gebein langt er zuhause an.

Die Liebschaft mit der Sessenhäuser Maid ging bald in die Brüche. Der Herschbacher Bub blieb Junggeselle. Noch lange erzählte er seine schaurige Geschichte.

War vielleicht das Weibchen ein Rivale des Liebhabers?

Sein Ziel jedenfalls hatte er erreicht.

Die „Gickelsschnees“

Entstehung der Grenze zwischen Herschbach und Mündersbach.

Die Grenzschnaise zwischen dem Herschbacher und Mündersbacher Gemeindewald, gleichzeitig Grenzschnaise zwischen Ober- und Unterwesterwaldkreis, läuft von der Köln-Frankfurter Straße in fast westlicher Richtung, um dann etwa in der Mitte einen fast rechtwinklichen „Knicks nach Süden“, schnurstracks nach Herschbach zu machen. Im Volksmund führt sie die Bezeichnung „Gickelsschnees“. Wie sie zu dieser Bezeichnung kam, davon erzählt folgende Sage.

In jener Zeit, da die Eigentumsverhältnisse noch nicht kartographisch und katasteramtlich festlagen, entstand zwischen den einzelnen Gemeinden oftmals Grenzstreitigkeiten. So auch zwischen Herschbach und Mündersbach, um die „Gerechtigkeiten“ in den Waldungen nach der hohen Straße zu.

Isenburgisch war das eine, wiedisch das andere. Höheren Orts kam man dahin überein, daß je ein isenburgischer und ein wiedischer Kommissarius zusammen mit den beiden Schultheißen von Herschbach und Mündersbach an Ort und Stelle schlichten soll.

So trat die Kommission denn eines frühen Morgens an der Hohen Straße an, und nach gütlicher Übereinkunft sollten dann die beiden Schultheißen gemeinsam versuchen, die Grenze abzuschreiten, wobei man dann in Zweifelsfällen schlichten wollte. Man marschierte also los, und zur größten Freude des Herschbacher Schultheißen schritt sein Kollege tapfer drauflos – in den Mündersbacher Forst hinein. Seinen und Herschbachs Vorteil wahrnehmend, schritt er munter mit. So hatte man fast die Hälfte des Waldes abgeschritten, als man plötzlich laut und vernehmlich die Hähne von Mündersbach hörte die ihr „Kikeriki“ eifrig in den frühen Morgen krähten.

Da stutze der Schultheiß und ward inne, daß er zu weit in den Mündersbacher Forst marschiert war. Ein „Donnerblitz“ schoß unter den buschigen Augenbraunen hinüber zu seinem Kollegen, der mit undurchdringlichem Gesicht neben ihm schritt. Dann aber macht er eine energische Linksbewegung und marschierte geradewegs auf Herschbach zu. – So ward dann die Grenze festgelegt, und den „Gickeln“ zu Ehren führt sie den Namen „Gickelsschnees“ bis auf den heutigen Tag.

Die Nixe im Ehrlichs-Weiher.

Zwischen Brückrachdorf, Marienhausen und Herschbach, in der Schladenbach, lag einst der Ehrlichs-Weiher, der dem Grafen zu Wied-Runkel gehörte, der in Dierdorf seine Residenz hatte.

Heute ist er nicht mehr. Nur der Name lebt noch im Volke und die Sage von der Nixe, die da einst in dem klaren Wasser ihre Wohnung hatte. Die war schön wie eine Königin.

In silberhellen Nächten, wenn der Vollmond über der Hohen Straße aufging und die weite Fläche mit Wald und Wiesen, Feldern und träumenden Dörfern beleuchtete, dann stieg sie aus dem Grunde tief unten. An das Ufer setzte sie sich, spielte und sang die herrlichsten Weisen. Dann kamen alle lebendigen Wesen aus dem Weiher und tanzten am Ufer in fröhlichem Reigen. Aber den Menschen war sie nicht hold gesinnt. Diese mieden darum den Weiher. Nur ein Fuhrmann, der aus dem Trierischen kam und ins Wiedische fahren wollte, hatte keine Angst. Im Wirtshaus zu Herschbach rühmte er sich gar noch seines Mutes, als viele Gäste um ihn saßen. Die warnten zwar, doch er fuhr los und kam auch an den Weiherrand.

Da saß die Nixe auf einem Stein im Mondenglanz. Die Saiten ihrer Harfe leuchteten wie Gold. Und ihre Weise flog über das Wasser so süß und träumerisch wie niemals. Hart am Weiher vorbei fuhr der Wagen. Der Fuhrmann knallte mit der Peitsche. Die Rosse stampften. Noch schöner klang das Lied. Da hörte die Peitsche auf zu klatschen. Die Rosse gingen wie auf Blumen. Und der Fuhrmann blieb lauschend stehen.

Lange, lange.

Ins Wiedische ist er nicht gekommen. Seinen Wagen und die toten Pferde fand man im Weiher, von ihm selbst keine Spur. Ihn hat die Nixe des Ehrlichs-Weiher's geholt.

Tränenquell

Unweit der Hohen Straße, nahe dem früheren Zollhaus Hohenborn zwischen Herschbach und Schenkelberg, lag ehemals der Ort Dorfborn, der im 30-jährigen Kriege unterging. Von diesem Dorf geht heute noch die Sage um:

Ein armer Bursche aus Dorfborn hatte mit einem wohlhabenden Mädchen aus dem benachbarten Ort Oberherschbach ein zartes Verhältnis angeknüpft, das aber von dem Vater seiner Angebeteten nicht gerne gesehen ward. Der hatte viel mehr einen reichen, wenn auch als gewalttätig verschrienen Burschen als Bräutigam seiner Tochter auserkoren. Aber so sehr er auch seine Tochter überwachte, so fanden die liebenden Herzen doch manche Gelegenheit zur traulichen Zwiesprache und heißen Schwüren, nicht von einander zu lassen. Den reichen, vom Vater begünstigten Freier, aber ließ das Mädchen gar zu deutlich merken, daß er nichts zu erhoffen hatte. Das erboste den Burschen sehr, um so mehr sein heißes Verlangen nach dem Mädchen stieg.

Das Mädchen aber und der Erwählte ihres Herzens trafen sich allabendlich am Kirchlein zu Oberherschbach. Doch ihr Stelldichein im Schatten der hohen Linden ward dem Vater hinterbracht, der nun zusammen mit dem von ihm ausersehnten Eidam diese stillen Zusammenkünfte hintertrieb. In ihrer Herzensnot suchten sich die beiden Liebenden nun einen stillen Ort am Waldesrand, dort, wo nahe einer Bank unter einem Holunderstrauch seitlich eine Quelle sprudelte und ihre blanken Wasserlein über die weiten Wiesen ergoß. Doch auch hier wurden sie von dem verschmähten Liebhaber überrascht und von ihm – in jähem Anfall, von Eifersucht übermannt – ermordert.

Aus seinem Mordrausch erwacht, verscharrte er die Opfer seiner Bluttat unter dem Holunderstrauch und stürzte davon in die weite Welt. Draußen tobte der 30-jährige Krieg. Er ließ Oberherschbach und Dorfborn in

Schutt und Asche sinken, und die allgemeine Not ließ bald den Schleier der Vergessenheit fallen über das Schicksal dreier Menschen, die so plötzlich vom Erdboden verschwunden waren.

Die Quelle aber ward zur Stunde der Tat versiegt und plätscherte nicht mehr geschwätzig durchs Tal.

Bis eines Tages – der Krieg hatte sein Ende gefunden und überall regte sich wieder fleißiger Gewerbebetrieb: Da schritt ein müder weißhaariger Greis durch die Straßen Herschbachs.

Zur Unterpforte war er hereingekommen. Ohne sich umzusehen, ging er wieder zur Oberpforte hinaus, an der Oelmühle vorbei, den Langerlenweg entlang hinauf nach Dorfborn, wo nur noch die Ruinen der einst blühenden Gehöfte standen.

Teilnahmslos schweifte sein Blick über die Zerstörung hin, bis er droben am Waldesrand stand, wo ein breitästiger Holunderstrauch seine weißen Blütendolden im Abendwind leise wiegte. Hier sank er zusammen, und heiße Tränen rannen aus seinen Augen – und plötzlich fing auch das Brünnelein wieder an zu fließen.

So sah ihn einer der frommen Klausner, die sich an der Kirche zu Oberherschbach angesiedelt hatten. Er kam vom Kräutersuchen und fand den Ermatteten.

Mit lindem Zuspruch leitet er den Armen zu seiner Klausen. Aber dessen Leben war nicht mehr zu halten. Nach wenigen Tagen war der einsame Wanderer am Ende seiner irdischen Reise. Vor seinem Tode aber bekannte er noch, daß er vor vielen Jahren die beiden Liebenden dort oben am Waldrand ermordet und unter dem Holunderstrauch verscharrt habe. Gott möge seiner Seele gnädig sein.

Das Brünnelein am Waldesrand aber behielt seit dieser Zeit den Namen „Tränenquelle“ bis auf den heutigen Tag.

Glocken in Oberherschbach

Wo einst das Dörfchen Oberherschbach lag, steht heute nur mehr ein Kapellchen als Zeuge längst entschwundener Tage. Anfangs besaß die Kapelle nur ein Glöckchen, später gesellten sich noch zwei hinzu. Wie dieses geschah, erzählt die folgende Sage:

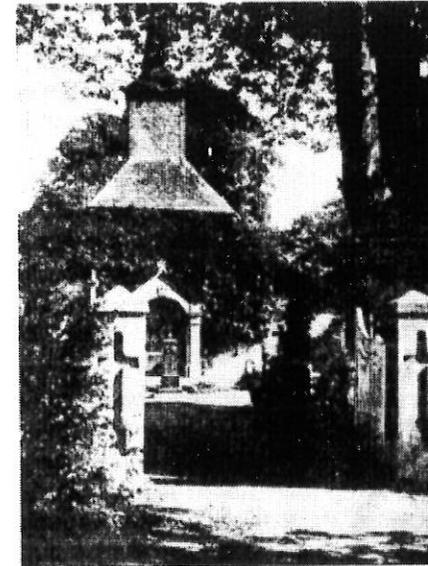
Die Herren von Isenburg hatten in der Umgegend von Herschbach zahlreiche Besitzungen. Hoher Wald dehnte sich da aus, in welchem viel Wild zuhause war. Durch diese Wälder zogen die Herren häufig auf Jagd. Nicht nur die männlichen, sondern auch die weiblichen Herrschaften jagten. So war es auch eine Isenburger Gräfin, welche mit Leidenschaft der Jagd frönte.

Wieder einmal hatte sie sich auf ihr feuriges Ross geschwungen, um einen Hirsch zu erlegen. Nur ein Jäger begleitete sie. Als sich der Hirsch zeigte im tiefen Wald, da flog mit Horrida und Hussa die Gräfin so rasch hinter dem Hirsch her, daß ihr Begleiter ihr nicht mehr folgen konnte und schließlich jede Spur von ihr verlor. Die Gräfin indessen verfolgte den Hirsch über Bergkuppen und durch Täler ohne Rast und Ruhe. Der Mittag flog vorüber, der Abend nahte. Da erst hielt sie im Jagen inne und beschloß, nach Hause zu reiten. Nun merkte sie, daß sie den Weg verloren hatte und wußte nicht, wo sie sich befand. Westwärts war die Sonne untergegangen. Da mußte auch ihr heimatliches Schloß liegen. Sie ritt westwärts, geriet aber immer mehr in den Wald hinein, immer mehr ab vom Wege. Zuletzt wußte sie nicht mehr aus noch ein. Sie ergab sich in ihr Schicksal, die Nacht draußen zu verbringen. Sie hatte große Angst, denn damals gab es noch Wölfe im Westerwald. Sie versprach dem Herrgott: „Wenn sie durch irgendein Zeichen wieder auf den richtigen Weg finden würde, würde sie eine gute Tat vollbringen“.

Und kaum versprochen, so zitterte, nicht all zu fern, der Ton eines Glöckchens durch den Wald. Rasch schwang sie sich wieder auf ihr Pferd und ritt dem Klang entgegen. So fand sie das Kirchlein in Oberherschbach. Sie fiel vor dem Altare nieder und gelobte, zwei weitere Glöckchen der Kapelle zu schenken.

Dieses Versprechen hielt sie.

Als man später in Herschbach die Pfarrkirche baute, wurden die drei Glöckchen als Zusatz für die neuen Glocken verschmolzen.



Frühlingsmorgen in Oberherschbach

*Heil'ge Stille, tiefes Schweigen,
Nebel geistern aus versunkner Nacht,
Perlend auf betauten Zweigen,
Leuchtet hell des Frührot's goldne Pracht.*

*Träumend unter schatt'gen Linden
Einsam liegt ein Kirchlein, weltentrückt,
Efeuranken es umwinden,
Blütenflor die stillen Grüfte schmückt.*

*Himmelswonne, Seelentrieden
Ist es, was dich hier, o Herz, versöhnt.
Wenn im Schicksalsschlag hinnieden,
Dir die Weltenuhr die Stunde dröhnt.*

*Horch, die alten Linden rauschen,
Raunen träumende Vergangenheit,
Tief Erleben hier zu lauschen,
Weltgeschick in wuchtend stürm'scher Zeit.*

*Stille sinnend, tief es ahnend,
Was im Zeitenstrome sank dahin,
Rings die Kreuze ewig mahnend,
Fragend nach des Lebens letztem Sinn.*

*Leis' noch harft der Wind in Lüften,
Saitenspiel, in dem die Wehmut klagt.
Sehnen ringt sich aus den Grüften –
Einst ein ew'ger Frühlingsmorgen tagt.*

Die „Steinernen Garben“ (Zehntgarben)

Auf der Gemarkungsgrenze zwischen Hartenfels, Herschbach und Rückeroth liegt einsam eine Felsengruppe. Säulenbasalt, welcher sich im Laufe der Jahrhunderte nach einer Seite gesenkt hat. Die Säulengruppe ragt jetzt schräg aus dem Boden. Hier und da wurden einige schwere Brocken abgeworfen, welche jetzt seitlich der Basaltsäulen liegen. Zusätzlich steht noch auf der Grenzscheise zwischen Herschbach und Rückeroth ein einsamer Felsklotz, ein Basaltprisma, etwa 1,50 m hoch. Verschiedene Sagen und Dichtung haben dieses Felsmassiv umwoben. Aus dem immerjungen Born der Volksseele ist eine Geschichte entsprungen, welche von den Bauernnöten früherer Jahre erzählt.

War da ein Bäuerlein, das der Ritterschaft hart fronen mußte. Ob diese Ritter ihr Domizil in Herschbach oder Hartenfels hatten, ist nicht mehr zu erkunden. Das arme Bäuerlein konnte kaum Brot für seine Familie herbeischaffen. Die Oberen aber lebten in guten Verhältnissen. Denn alljährlich, wenn das Korn im Schweiße des Angesichtes geschnitten wurde, mußte jeder Untertan jede zehnte Garbe auf dem Felde liegen lassen. Diese wurde dann von dem Erntewagen der ritterlichen Kellerei aufgeladen und in die Zehntscheuer gefahren. So war es schon seit Gedanken Usus und Gesetz. Wer dagegen handelte, wurde an den Pranger gestellt.

Unser armer Bauer wie auch seine große Familie wurden immer dürrer und magerer. Immer weniger wurde der Erlös aus seiner Arbeit. Immer magerer wurden seine beiden Klepper, welche er noch sein Eigen nannte. Das wurmte das Bäuerlein schon lange. Eines Tages beschloß er, nicht mehr zu zehnten. Seine gesamten Garben wollte er jetzt in seine eigene Scheuer fahren. Aber wie sollte er dieses bewerkstelligen, ohne das seine Obrigkeit etwas davon erfuhr? Vielleicht sonntags? Der Herrgott würde ihm dieses Frevel sicherlich verzeihen!

Und so geschah es. Die Reisigen der Herrschaft waren aber trotzdem aufmerksam geworden auf das gesetzwidrige Tun des Untertanen. Schnell jagten sie in hellen Haufen herbei. Das Bäuerlein trieb seine Rosse an. Das Fuhrwerk ächste und stöhnte. Es gab ein böses Wettrennen zwischen dem schwerbeladenen Wagen und den leichtgerüsteten Reitersknechten. Schon war der Wagen auf Hartenfels Gebiet. Der Fuhrmann schaute hastig noch einmal der Schneise entlang. O wehe. Die Verfolger waren ihm dicht auf den Fersen. Er konnte nicht mehr entkommen.

In all seiner Not und all seinem Zorn tat er einen fürchterlichen Fluch: „Verdammt noch mal. Soll doch alles zu Stein werden!“ Auf einen Schlag erstarrten Korn und Wagen, Pferd und Fuhrmann zu Stein. Denn dieser Fluch war selbst unserem Herrgott zu viel. Und das an einem Sonntag.

Alles versank im weichen Boden. Nur noch die oben liegenden Garben und die Rücken der Pferde ragten aus dem Boden heraus. Dem Fuhrmann am Waldesrand versetzten die Reiter einen gewaltigen Schwertstich. Der Kopf fiel vom Rumpf, das Schwert zerbrach. Selbst für die hartgesottenen Rittersleut war dies ein grauenhafter Anblick. Sie ritten eiligst davon.

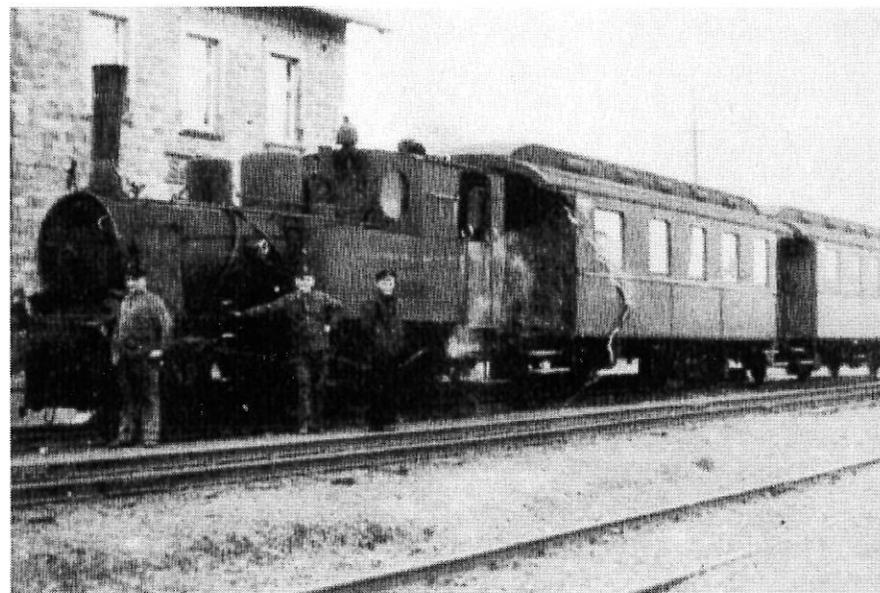
So liegen sie heute noch da, die „Steinernen Garben“. Der Fuhrmann steht noch am Waldesrand, zu Stein geworden wie all sein Habe. Wer etwas weiter umherschaut, kann auch noch seinen Hund finden.

Die Familie des Bauern verarmte nun ganz. Ob sie alle vor Hunger gestorben sind, ist aus den Annalen nicht mehr zu ersehen.

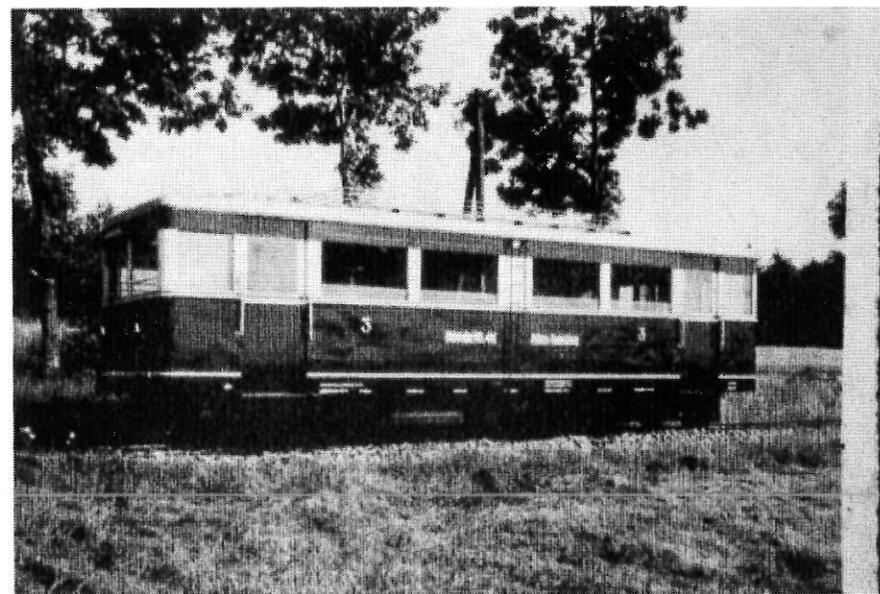




Haupterwerb für viele Herschbacher war in früheren Zeiten die Arbeit im Wald.



Der „feurige Elias“ und der Triebwagen der ehemaligen Herschbacher Kleinbahn.



Der Kampf um die Mengweide

Herschbach und Schenkelberg im Kampf um ein Stück Weideland.

Das 17. Jahrhundert neigte sich seinem Ende zu. Noch waren allenthalben die Schrecken des 30-jährigen Krieges nicht vergessen. Hier und da ragten noch schwarzverkohlte Balken mitten aus dem Wiesengelände in die Luft, stumme Zeugen eines ehemals blühenden Dorfes und seines Unterganges.

Das Kirchlein am Waldesrand lag darnieder, nur die Ruine des Chores stand einsam, und die Grabkreuze um es herum waren noch nicht alle wieder aufgerichtet, und Mauerreste lagen weitverstreut im blühenden Anger. Der Frühling hatte zaghaften Schrittes Einzug gehalten, und nur allmählich konnte er seine Herrschaft antreten.

Das freute den Klausner, der droben an der Ruine des Laurentiuskirchleins seine Hütte erbaut hatte, der Winter war nicht sein Freund, denn das Zipperlein macht ihm viel zu schaffen, dem guten alten Bruder Adam Gebert. Da war sein Eremiten novice, Bruder Martin Ball, schon besser dran. Wäre der nicht so rüstig auf den Beinen gewesen, in den Dörfern ringsum, in Schenkelberg und Hartenfels, in Marienrachdorf und Marienhausen zu terminieren, dann wäre oftmals Bruder Schmalhans Küchenmeister gewesen. Die Stadt Herschbach drunten im Tal sandte ihre regelmäßige Gaben, die wohl vor dem äußersten bewahrt hatten und der fromme Amtmann Ferdinand Böhmer tat ja gern ein übriges dazu, sie brauchten bloß außer der Zeit am Strange des Eremitenglöckleins zu ziehen. Aber das war nicht nach Sinne des Bruders Adam Gebert. Denn da sein Novice selbst aus Herschbachs Bürgerkreis zu ihm herauf gekommen war, wäre es ihm hungrig erschienen, auch in Herschbach zu terminieren. Auch ein Klausner hat seinen Stolz. Drüben vom Basaltkegel des Kopfes scholl heftiges Geschrei herüber zur Klause, daß Bruder Adam mißbilligend den Kopf schüttelt. Soll die Dummheit gar kein End' nehmen, brummte er in seinen mächtigen Bart, der ihm breit und greis auf die eingesunkene Brust fiel. „Heute ist's wieder schlimm“, meinte schüchtern Bruder Martin. „Ob die alte Geschichte nit bald aufhören könnt. Seit wann ist denn dieser Bubenstreit? Das ist nit allein Bubenstreit, Bruder Adam, das ist ein Streit zwischen Herschbach und Schenkelberg, und herrühren soll er aus dem 30-jährigen Kriege. Da gibts keinen in Herschbach oder Schenkelberg, der da sagen könnte, wie es sein müßt. Wenn's einer wüßt, dann brauchten Streit und Hader nit zu sein, bist wohl früher selbst „oftgenug“ dabei gewesen?“

„Das glaube ich wohl, decke's genug“, vergnügt bestätigte Bruder Martin. „Denn seht, die Schenkelberger behaupten, die Stadt Herschbach habe ihnen früher einmal durch List und Gewalt den Kopf nebst dem davorliegenden Erzgrubengelände abgenommen. Aber das ist ja gleich, das steht alles geschrieben auf den Namen der Stadt Herschbach.“

Nun liegt aber da ein Stück Land, die Mengweide, wo sowohl die Herschbacher wie auch die Schenkelberger drauf hüten, und jeder will es als Eigentum haben. Aber das Eigentum ist Herschbach“. „Das sagst du, weil du ein Herschbacher bist, es könnte auch anders sein. Aber was hat sich da die Rotznasen drum zu bekümmern, das ist doch eine Sach', die von Männern ausgefochten sein will“. „Die Männer finden sich halt nit raus, der Amtmann Böhmer will halt auch kein Unrecht tun und so bleibts hängen. Und die Schäfer auf der Mengweide sind sich spinnefeind, und einer tut dem andern an, was er tun kann. Da geht die Burchenschaft hin und hilft dem einen Schafhirt, dann kommen die anderen, und gleich fliegen Steine. Der dann zuerst den Kopf besetzt hat, der behält die Oberhand, auch wenn er schwächer ist. Denn da sind Steine genug und von oben wirft sich's viel besser und man kann auch schon einmal einen Sturmangriff wagen und die anderen bis nach Schenkelberg treiben“. „Oder bis an die Mauern von Herschbach, gelt, das ist auch schon passiert“.

„Da habt ihr recht, einmal war ich dabei, da haben wir laufen müssen, wie die Hasen, und wenn der Wächter die Oberports nit schnell aufgemacht hätte, dann hätten wir sie da noch gefaßt“.

Bruder Martin machte mutwillig die Gebärde des Hosenklopfens. „Aber meistens mußten die Schenkelberger laufen, weil wir die Überzahl hatten“. Vom Kopf aus drang wieder ein großes Hallo zu den beiden Einsiedlern herüber, so daß Bruder Adam Gebert erneut sein greises Haupt bewegte. Das schien ihm unfafbar, ein Streit um ein paar Morgen Wiesen, der zwei ganze Orte bewegte, von der Schuljugend bis zum Greis. Ob da denn nicht das wahre Recht zu finden war?

Zur gleichen Zeit, als der alte Einsiedler und sein Schüler dieses Zwiegespräch geführt hatten, waren drunten in der Burg zu Herschbach in der Amtsstube Böhmer der Schultheiß Himmerich (Der Schultheiß wurde vom jeweiligen Landesherren (Herzog von Nassau, Fürst v. Wied) eingesetzt. Er war der Statthalter des Landesherren. – Der Bürgermeister wurde von der Gemeinde gewählt) und der Bürgermeister von Herschbach versammelt und suchten aus alten Handakten herauszufinden, daß diese Mengweide stets zu Herschbach gehört habe. Aber sie fanden nichts. Da legte Schultheiß Himmerich seine arbeitsharte Faust geballt auf den Tisch und sagte langsam, und die Worte fielen wie Hammerschläge: „Die Mengweide ist Herschbach – und bleibt Herschbach. Basta!“

Die Schlacht am Schenkelberger Kopf

Thönnis Auer, der Sohn des Amtsdieners Mathias Auer in Herschbach, saß daheim auf der Bretterbank und fluchte in einem vor sich hin. Er war ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, von kräftiger Gestalt, und eine schwarze Locke, die ihm verwegen ins Gesicht hing, kennzeichnete ihn unmerklich fast als ein Bursche, der im Leben anzupacken versteht. Sein Bein war dick mit einem Verband umwickelt und lag waagrecht auf der Bretterbank. Im Winter beim Schlittenfahren hatte er sich das Schienbein aufgerannt, und das wollte nicht zuheilen. Schmerzen hatte er keine. Er konnte auch hinhumpeln, wohin er wollte, ohne daß es ihm besondere Beschwerden verursacht hätte, nur laufen konnte er nicht.

Aber das war es nicht, was ihn so fluchen ließ. Die Wunde war schön zugeheilt und so hatte er sich darauf gefreut, endlich wieder einmal bei der Erstürmung des Kopfes dabei zu sein. Schon Anfang der Woche war ein großzügiger Feldzugsplan angelegt worden, den Schenkelbergern war eine gesalzene Kriegserklärung überbracht worden, und ausgerechnet am gestrigen Tage mußte seine kaum geheilte Wunde wieder aufbrechen. So konnte er drinnen in der Stube auf der Bretterbank sitzen, während seine Kameraden draußen den Siegerlorbeer rupften. Aber mit den Gedanken wollte er doch bei ihnen sein. Darum hatte er gebeten, ihm von Zeit zu Zeit durch einen Schuljungen einen Kampfbericht zu übersenden.

Und der ließ lange auf sich warten. Endlich kam einer gelaufen: „Na, wie ist's?“ Begierig schaute er dem Jungen entgegen, als wollte er ihm die Nachricht aus dem Munde reißen: „Die Schenkelberger setze off'm Kopp. Mer kriege se nit runner“. Es lad' nomal! Das war zuviel für Thönnis. Von der Bretterbank aufspringen, den Verband aufreißen, in die Stiefel treten und zur Tür hinaus, das war das Werk weniger Augenblicke. Und es ging auch ganz gut. Er konnte sogar laufen. Der Stumpf klebte ein bißchen, aber er achtete es nicht. So gut es ging, eilte er hinauf gen Schenkelberg und stieß bald zur Rotte seiner Freunde, die sich in der nördlichen Luhe verschanzt hatten. Ein Freudengeschrei empfing ihn, neuer Mut belebte die Schar, gleich wurde zum neuen Angriff angesetzt. Jeder der Burschen nahm eine Handvoll Steine, und dann gings im jähen Ausfall vor gegen den Basaltkegel. Ein Hagel von Steinen prasselte ihnen entgegen. Sie achteten es nicht, wenn auch mehr als ein Schädel blutige Schrammen aufwies. Das Erscheinen des Thönnis hatte sichtlich belebend gewirkt.

Es gelang den Herschbachern sogar, bis an den Fuß des Kopfes vorzudringen. Hier aber war die Munition verschossen. Erst galt es nun wieder, neue Wurfgeschosse zu sammeln, um dann im neuen und letzten Ansturm die Felsenburg zu nehmen.

Die Schenkelberger sahen die drohende Gefahr; kurzer Kriegsrat, und schon haben sie ihre Knüppel erfaßt und stürmen hervor aus ihrer Umwallung und warfen die Überraschten und vom eigenen Ansturm noch erschöpften Herschbacher Burschen aus ihren Stellungen heraus, weit über die alten hinweg. Wer sich nicht durch schnelle Flucht dem Verderben entzog, dem zeigten derbe Knüppel den Weg, „wo Barthel den Most holt“.

Westerwälder Hiebe ließen kein Gras mehr wachsen, einerlei, wer sie austeilte, einerlei wohin sie fielen. Da gab's ein böses Gerenne bei den eben noch so siegesgewissen Herschbachern, bis sie sich auf der Grub' wieder sammeln konnten. Nur einer konnte nicht mitrennen, und wenn er's gekonnt hätte, dann hätte er es nicht getan. Thönnis Auer. Im wilden Ansturm warf er sich einem der verfolgenden Schenkelberger Burschen entgegen, entrang ihm ein Stück Scheitholz und setzte sich damit zur Wehr. Doch viele Hunde sind des Hasen Tod. Das mußte auch Thönnis Auer verspüren. Und an dem einzigen Feind ließen die Gegner nun ihre Wut aus und schlugen mit Wellenknüppel und Holzscheiten auf den am Boden liegenden Thönnis los, wie es der Bauer nicht mit einem Stück Vieh machte.

Ein ungefügter Hieb über den schwarzen Lockenkopf ließ ihn in sich zusammensinken, daß alle meinten, er sei totgeschlagen. Da gab es plötzlich bei den Schenkelbergern ein böses Gerenne. Streit und Feind waren vergessen, Wellknüppel und Scheitholz. In jähem Aufschrecken flüchtete alles gen Schenkelberg und hielt erst wieder stand, als sie sich in ihren Stuben geborgen fühlten. Leise und flüsternd tauschten sie ihre Befürchtungen aus. Als einen Toten trug man Thönnis Auer nach Herschbach hinunter. Doch das Leben kehrte zurück und ließ ihn die furchtbaren Schläge überstehen. Wochenlang lag er zu Bett und bedurfte der Pflege, um wieder zur vollen Gesundheit zu gelangen.

Amtsdienstler Auer, Thönnis Vater, erhob Klage gegen die Schenkelberger Burschen.

Eine Anzahl derer war erkannt worden. Sie alle machte er namhaft. Amtmann Böhmer sandte die Klage an den Oberamtmann, den Freiherrn von Reifenberg, der dann folgende Verfügung an das Amt Herschbach erließ:

„Georg Winkelbach, Johannis Eberhardt, Johannis Hörter und Haubrich, Schmiedt zu Schenkelberg, solche verklagt werden, den Thönnis Auer zu Herschbach dergestellzt zerschlagen, daß er gefährlich zu Bette liegt, sollen in acht Tagen, was zu ihrer Entschuldigung dienen mag, einbringen oder gewerich sein, daß ergeh, was rechtens“.

Sayn, den 9ten Oktober 1700.

v. Reifenberg

Der sich nun entspinnende Prozeß wurde bald von seiner ursprünglichen Bahn abgeleitet. War es dem Amtsdienner Auer und seinem Thönnis am meisten daran gelegen, die Schenkelberger bestraft zu wissen, so wurde bereits bei der Klärung der Schuldfrage die politische Seite der Streitfrage in den Vordergrund gestellt. Vier volle Jahre schleppte sich der Prozeß dahin. Thönnis Auer war dabei vergessen; er ging längst wieder gesund und rüstig seiner Arbeit nach: mit einem Bukkel voll Schlägen für einen jungen Burschen nahmen es die Stadt- und Dorfgewaltigen nicht so genau, das mochte schon hingehen; er war ja nicht daran gestorben.

Aber die Gerechtsame der Stadt mußten gewahrt bleiben und daran durfte kein Tüpfelchen abgehandelt werden.

Schultheiß Himmerich führte für die Herschbacher den Prozeß, Bürgermeister Beuler tat desgleichen für Schenkelberg. Zwei eiserne Köpfe prallten aufeinander. Jetzt mußte entschieden werden, wem das Land gehörte. Unzählige Gutachter wurden gehört. Sprachen die einen für Schenkelberg, so die anderen für Herschbach. Schließlich wurde ein magerer Vergleich zusammengebracht:

Das strittige Land solle in Zukunft gemeinsames Eigentum und als Mengweide liegen bleiben. Es ging dabei, wie bei allen derartigen Vergleichen:

Hintenach ist jeder unzufrieden mit dem Spruch, und die letzten Dinge sind ärger als die ersten. Der Unzufriedenste aber war Thönnis Auer.

Herschbach Contra Nieß Beuler und Consorten

Bürgermeister Beuler hatte einen Entschluß gefaßt, und wo er ihn in seinem Ort laut werden ließ, wurde er gebilligt. Das wollte man dochmal sehen. Gut – das strittige Land war gemeinsam, aber bei der Ernte da wollte Schenkelberg doch am ersten bei der Hand sein. Und wer mochte ihnen die Ernte wehren, wenn sie selbst aussäten.

Amtsdienner Auer war ganz aufgeregt, als er seinem Herschbacher Schultheis die Meldung brachte: „Die Schenkelberger rüsten die Mengweide an“.

Wenn er geglaubt hatte Schultheis Himmerich würde deshalb aus allen Wolken fallen, so sah er sich gründlich getäuscht. Der winkt nur lässig ab, als gäbe es nichts Unbedeutenderes als Schenkelberg und die Mengweide.

„Lassen wir denen auch eine Freude“.

Amtsdienner Auer kannte sich nicht mehr aus. Damals hatte sich der Schultheis vor Gericht in die Wolle geworfen, als sei die Mengweide sein eigen Hab und Gut, und jetzt! ? „Jo – jo, die Hääre! Ousereener kann sich die Knochen kaputt schliyen losse, dat es den alles egal!“

So brummend verließ er das neue Bürgerhaus, das 1707 nach dem großen Brand, der bloß die Annakapelle auf dem Marktplatz, die Burg und etliche Häuser außerhalb der Stadtmauer hatte stehen lassen, erbaut worden war. Die ehemaligen traulichen Gäßchen waren verschwunden und hatten graden Straßen Platz gemacht, an die sich beiderseitig die Häuschen eins ans andere, ja sogar eins ins andere drückte, um den beschränkten Raum innerhalb der Mauer auszunutzen. Noch lebte die Erinnerung an den 30-jährigen Krieg zu stark in der Bevölkerung, daß nur wenige außerhalb der Stadtmauer zu bauen wagten. Dadurch erhielt das Stadtinnere ein fast schachbrettartiges Gefüge, so daß eine Mäe, sei es eine Neuigkeit oder Klatscherei, mit Windeseile durch die Gassen läuft, die Kreuz und Quer.

Erst lief eine Neuigkeit um, die kam vom Amtsboden Auer: „Die Schenkelberger rüsten die Mengweide an“.

Als der Schultheis gen Abend vom Amt heimging, jagte eine andere Meldung hintendrein, und die ward mit viel Schmunzeln begleitet.

Auch die Schenkelberger hörten nach Tagen diese beiden Expreßnachrichten und Nieß Beuler sagte zu seinen Getreuen in dem er

einen kräftigen zustimmenden Schlag auf die Tischplatte tat, daß die Stube wackelt. „Ehe die Herschbacher ausgeschlafen haben, ist hier schon alles unter Dach und Fach. Darauf gebe euch mein Wort“. Frohe Zuversicht erfüllte die Herzen seiner Bürger. Und wie Nieß Beuler es gesagt hatte, so kam es. Schenkelberg erntete, was die Mengweide trug, Korn und Hafer, Gerste und Rüben.

Und doch hatte Nieß Beuler die Rechnung ohne die Herschbacher gemacht, insbesondere ohne den tatkräftigen Schultheis Himmerich.

Der versammelte die Bürger von Herschbach um sich, ließ sie ihre Wagen anspannen, und dann gings es hinauf in langer Reihen gen Schenkelberg. Das hatte man dort nicht erwartet. In aller Eile suchte Nieß Beuler noch seinen Hafer einem sicheren Versteck anzuvertrauen, manche folgten seinem Beispiel, andere wieder sahen tatlos dem Kommenden entgegen. An der Spitze der Herschbacher Männer schritt der Schultheis und führte den Zug bis inmitten des Ortes an den Dorfbrunnen. Von hieraus fordert er alle, die sich an der Besäung der Mengweide beteiligt hätten auf, die Ernte herauszugeben oder einen Kaufschilling dafür zu entrichten. Nur ganz wenige kamen der Aufforderung nach. Nieß Beuler stand im Hintergrund und ermahnte mit raunender Stimme: „Nix gewe! Loßt se mache bat se wolle. Mer gehe bis ant Reichsgericht. Dat hy wird durchgefochte“. So manchem Schenkelberger zuckte die Faust, so mancher hätte lieber mit dem Maurerhammer dreingeschlagen, aber gegen diese Übermacht in fast sechsfacher Zahl, da wär es ein übel Beginnen gewesen. So mußte man die Faust im Sack machen und zusehen, wie die Herschbacher eins nach dem anderen, was auf der Mengweide geerntet war, hinwegnahmen, auf die Wagen luden und gen Herschbach fuhren. Nieß Beuler und einige wenige folgten dem Zuge, um das Weitere zu sehen.

Am Herschbacher Bürgerhaus hielt der Wagen lange Reihe, und nun wurde eins nach dem anderen öffentlich meistbietend versteigert. Zu Spottpreis ging die Ernte an die Käufer über.

Nieß Beuler krampft sich das Herz zusammen. Er nahm Abschied von seinen Getreuen und so, wie er stand, marschierte er zum Richter des Amtes und erhob schwere Klage wegen Vergewaltigung des Eigentums. Freiherr von Reifenberg war nicht gerade erbaut, von dem, was er hörte. Den größten Unwillen brachte es ihm aber, daß er sich nun wieder mal mit der Sache befassen mußte, die er so salomonisch glaubte entschieden zu haben.

Nun zunächst mal: Auditor altera pars, der andere Teil werde gehört.

Also wurde Nieß Beuler sogleich seine eigene zu Protokoll gebrachte Aussage fein säuberlich eingepackt, an den Schultheis von Herschbach adressiert und mitgegeben. Mit stolzgeblähter Brust marschierte er wieder heimwärts und gab im Vorübergehen die Rolle am Herschbacher Bürgerhaus ab. „Die wern sich wunnere!“ so dachte er. Schultheis Himmerich aber spitzte grimmig den Gänsekiel und schrieb:

„Unter Thäniger gegenbericht und bitt gemeinde Fleckens Herschbach Contra.

Nieß Beuler und Consorten zu Schenkelberg

Hochwohlgeborner Frey Herr – gnädiger Herr Amtmann.

Auf Klage Nieß Beuler zu Schenkelberg und Consorten und vorgewendete Frucht Entnehmung, darauf ergangen gnädig Decreto de 9 mo huius mensis zum unterthänigen gegenbericht, daß die Oerther, allwo die Frücht weggenommen worden, mengweidig und Kläger als Eigenthum zu feld ahnzurüsten mit höchstem Ohnfug undt unser höchster präjudik sich unterstanden, darin wir die Schenkelberg zu stöhnen, die auf dem mengweidigen Orth gestandenen Früchten ahn Korn hinwegzunehmen. Unsere ganze Gemeinde ad loum pua, sich verfüget, denen welche sich dan auß Schenkelberg mit diessenthiger Gemeinde verglichen undt willen zu machen versprochen, gelassen, darin widerspenstigen aber, so sich auf Eigentum ohnbefugt bezogen, undt in specie daß Nieß Beuler, der sin Haber heimlicher weiße ex loco pua in alium transportieren und heimlich hinweg practicieren wollen, solche auf Herschbach geführt undt bey der gemeind verkauft, womit dan unser gerechtsam zu observieren nit zuviel getan zu haben vermeinen, zudem weil ahn diesem Orth vorher mit Zäunumbauung gestöhret und gehemmt warden, weil nun gnädiger Herr Amtmann dieses Orth, allwo die Früchte genohmen mengweidig undt Kläger kein Eigenthum präsentieren können, undt wenn sie gleich anderen sich alles zu vergüten erboten hätten, die Frücht nit auf Herschbach genohmen hätten, auch was deswegen geschehen, unserseiths mit höchstem fug und recht gethan. Des bitten unterthänig die Kläger mit ihrem gesuch abzuweisen, mithin den künftigen Gebrauch und fernerer Besäung ahn diesen Orth pua. Klägerin zu inhibieren de expensis protestando. Euer freyh. gnd. unterthänig gemeinde Fleckens Herschbach.

Auf Grund dieses Gegenberichtes fand weitere Vernehmungen und Untersuchungen statt, die Fereiherr von Reifenberg wieder mit einem gütlichem Vergleich zu krönen dachte, den die beiden Teile zwar nicht abzulehnen wagten, wobei sie sich aber hinter ihrer Nichtzuständigkeit verkrochen, wie aus folgendem Protokoll des Freiherr von Reifenberg hervorgeht.

„Weil wegen unvermelter Streitigkeit bey heutig Verhör zufriedener Vergleich oder Vorschlag geschah, daß die Stücker, woraus die Haabe von den Herschbachern weggenommen worden, inskünftig dem Vergleich de et 1704 gemäß zur Mengweide wird liegen bleiben, hingegen die bey erster Lansmaaß daraus gedachte Schetzung von der Gemeinde Herschbach solange bis solche abgenommen oder geändert werden mögte, übernommen oder den Beklagten Nieß Beuler und Cons. ahnstatt der fragl. Stücker ahn einem anderen Orth, so ahn der Weyde weniger hinderlich, etwas in Brauch gegeben werden solle, so haben deputati, weil hierzu keine Vollmacht zu haben vorgegeben, die gemeind Herschbach ihre versolution oder Erklärung dort in acht Tagen abzugeben, ahn Zeit zu lassen.

Sayn, den 23. September 1772 – von Reifenberg.

Wieder war beiden Parteien ein Vergleich mitgegeben, mit dem sie nichts anzufangen wußten – und auch nicht wollten. Und wenn auch Nieß Beuler bald das Zeitliche segnete, so ruhte damit doch nicht der Kampf um die Mengweide. An Beulers Stelle trat nunmehr Schultheis von Schenkelberg Johannes Dicob, in eigener Person. Unter dem Amtsverwalter Schupp in Herschbach, aber noch unter dem mittlerweile ergrauten Freiherr von Reifenberg entbrannte der Kampf von neuem, wie uns die Berichte des Amtmanns an seinen Amtverwalter in Herschbach Kund geben.

Der Räudekrieg

Der Schäfer Klein von Schenkelberg stand ruhig am Abhang des Berges und schaute sinnend ins Tal. Die Ruinen der Burg Hartenfels, die sich dort jäh aus der Ebene aufstoßenden Bergkegel erheben, lag da vom Sonnenschein umspielt, just wie ein Märchen aus vergangenen Zeiten.

Der Strickstrumpf in den alten Händen hatte eine Weile Ruhe, so war Klein in das Bild vor ihm befangen, und so schreckte er fast zu Tode, als ihn eine barsche Stimme aus seinen Träumen riß.

„Heda. Schäferklein, falls Ihr nit eure räudige Schafe abschafft, werde die Herschbacher Euch mal Raison machen, das sollt ich Euch vom Schultheis Himmerich sagen“. „Was geht Euch Herschbacher mei Schaf an?“ „Stellt Euch nit so dumm, Schäferklein. Dat hier is Mengweid, und unser Schäfer Hemmerle hat sich beschwert, daß er schuns zwei Schaf hält' abschlachte müssen wegen der Räude, und die käm von Eure Schaf“.

„Schöpf Pfeiffer, sagt Eurem Schultheis, mei Schaf die hätten kein Räud; wenn nur der Hemmerle kei hat“.

„Schäferklein, stellt Euch nit dickköpfig!“ Warnend sagt es noch einmal der Schöffe und Bürgermeister Pfeiffer, dann ging er seines Weges wieder nach Herschbach zu. Der weiche Wiesenboden dämpfte seinen Schritt, unhörbar wie er gekommen, so verschwand er wieder. Nur die Abdrücke der breiten Schuhe blieben zurück im Grase. Mißmutig sah ihm der alte Schäfer nach. Obwohl der Mann so breit und gewichtig war, hatte er ihm nichts zu befehlen. Die Räude konnte doch gerade so gut vom Hemmerle seiner Herschbacher Herde kommen. Aber nein, so sind die Herschbacher, alles was sie selber haben, ist ordentlich und gut, und was wir Schenkelberger haben ist Räude und Dreck. Die könne mich mal . . .

So knurrte der Schäferklein mit sich selbst und trieb die Herde weiter. Da gäbe es doch wohl auch noch eine Gerechtigkeit, wenn die da kämen und wollten ihm Gewalt antun. Gewiß, bißchen Räude hatten paar Schaf ja, aber das war doch nit schlimm, das kam doch in der besten Herde vor. Und dann – warum sollte denn gerade er dran schuld sein, er war doch länger Schäfer als der Hemmerle unten in Herschbach. Pah – die sollten mal kommen, denen würde er die Meinung stecken. Kreuzgewitter, kam er nit schon da drüben? Wahrhaftig – und jetzt pfeift er noch seinen Hund und macht mit seinen Schafen einen weiten Bogen um ihn und seine Herde. So ein gottverfluchter Kerl – den muß ich mir doch gleich mal stellen.

Und der Schäferklein winkt mit seinem Stab und pfeift durchdringend bis es der Hemmerlejohnn gewahr wird. Der läßt seine Herde weitergehen indes er zurückbleibt, den alten Kollegen zu erwarten. Er weiß ja was der Schäferklein mit ihm will, es ist ihm ja peinlich, aber er kann sich doch nicht durch denseine ganze Herde verseuchen lassen. So denkt der Hemmerle, indes er langsam dem Schäferklein entgegengeht. Dieser hat sich ganz hinter den Atem gelaufen, er jappt nach Luft, die Aufregung tut noch ein mehreres dazu.

„Hemmerle, wie kannst du sagen, ich hätt' die Räu in meiner Herd? Hast du vielleicht keine? Willst du Lausjung mir Vorschriften emache?“ „Vetter Klein, Ihr braucht nit bös zu sein, schafft die Tiere ab, die die Räude hann, un denn ess alles gut“.

„Wat geht Dich mei Herd an, Du Lausjung?“

Hemmerle blieb ruhig bei diesem Zornesausbruch des etwa zwanzig Jahre älteren Mannes, ganz ernst und sachlich kam seine Entgegnung: „Sobald Ihr mir von der Mengweid wegbleibt, geht mich Euer Herd garnix an. Kommt Ihr aber dahin, dann muß Ihr die räudigen Schaf abschaffen. Also nur eins von den zweien: Entweder die Räudeböcke geschlachtet oder von der Mengweid gebliwwe“.

Damit ging der Hemmerle wieder seines Weges, seiner Herde nach. Der Schäferklein aber war noch immer erregt und belferte heiser hinter ihm drein.

„Mir Schenkelberger han genau suviel Recht an der Mengweide wie och die Herschbacher. Dat laßt Dir gesaht sein“.

Hemmerle erstattete dem Schultheis Bericht. Gerade war auch Schöffe Pfeiffer dagewesen und hatte den Erfolg seiner Sendung berichtet. Schultheis Himmerich wies nun den Schäfer Hemmerle an: „Drei Tage wird noch zugesehen. Sind bis dahin die räudigen Schafe in der Schenkelberger Herde nit abgeschafft, schaffen wir sie ab“.

Am dritten Tage mußte Hemmerle melden, daß sich noch alles beim alten befinde, daß man es eben in Schenkelberg drauf wolle ankommen lassen. Der Schultheis ließ die als Redoutenwache ausgebildeten Männer zusammen kommen, und dann ging es geraden Laufs zur Mengweide, und ohne sich um den Protest des alten Schäfers zu kümmern, wurden die Schafe nach Herschbach abgetrieben und dort untersucht. Was frei war von Räude wurde den Schenkelbergern zurückgegeben, die räudigen aber fielen dem Schlachtmesser zum Opfer.

Zur unparteiischen Durchführung dieser Maßnahmen ward ein zweiter trierischer Schäfer hinzugezogen, wodurch eine Ausgabe von elf Reichsthalern entstand.

Eingedenk des Urteils in Sache Nieß Beuler und Consorten, in dem die von Herschbach getroffenen Maßnahmen gebilligt worden waren, wenn auch der Vergleich den Schenkelberger gerecht zu werden versuchte, wurde diesmal von Seiten des Schultheisen aus Schenkelberg, Dicob, nicht die Gewalttat selbst verklagt, sondern lediglich die Zahlung der entstandenen Unkosten verweigert. Dabei ließ sich noch ganz gut einflechten, daß als im verwichenen Frühling mit den Schafen nach vorheriger Läng und Ermessung auf sogenanntem Spelhas, wo Herschbach keine Mengweide hat, gehütet hätten, dassiege Gemeinde ihnen Schenkelbergern die ganze Herde in den Flecken getrieben hätten und nit außer Zahlung von elf Reichsthalern hab abfangen lassen – diese hiermit kommunieret um sich künftigem Amtsverhör hierrüber vernehmen zu lassen.

Sayn, den 28. Juni 1729 – von Reifenberg.

Aber als auch hierin des Schultheis Himmerich Meinung gehört worden war, erging vom Amtmann Reifenberg an den Amtsverwalter Schupp dieses Schreiben: „Auf obiges hat beklagte gemeind ahnzeigen lassen, daß nachdem die Schenkelberger den ergangenen Amtsbefehlen keine pariton leisten und ihre räudige Schafe nicht abgeschaffen und von der Mengweide abhalten, wollen die Herschbacher genöthigt worden sein, die ganze Herde von der Weyde abzutreiben und, weil Klein die infection disputiert, durch ein paar tryerische Schäfer zum zweitemale besichtigen zu lassen, wodurch dann die Unkosten von elf Reichsthalern entstanden und von Klein zu zahlen seien, haben also dieser so getanen Sache mit Klagen in Ruh zu lassen und die durch den Ungehorsam verwirkte Strafe und Buße zu entrichten.“

Sayn, den 7. Juli 1729 – von Reifenberg.

Damit war der Kampf um die Mengweide in der Praxis entschieden. Herschbach legte fürderhin seine Hand fest auf die strittigen Gebiete, und bei der später unter den Amtmännern Mohr erfolgten Landmessung ward auch die Gerechtsame aller der fraglichen Landstriche, sofern sie an Herschbacher Gebiet grenzten, auch im Stockbuch auf die Gemeinde Herschbach eingetragen.

Ein Teil auch ward den damalig noch stehenden Höfen, dem Freyhof, dem Naussenhof oder dem Hausenborner Hof zugeschlagen, die später an die Domäne fielen.

Heute ist dieses alles vergessen, und wenig genug mag es damals gewesen sein und öde genug auch, um das sich die Nachfahren stritten, mehr aus Rechthaberei als des Gewinnes halber – wäre es nicht so armselig gewesen, dann wäre es sicher nicht bei der allgemeinen Weltverteilung vergessen worden, dann hätte es wohl zu was besserem als zur Mengweide getaugt.

Aber eins noch ist still geblieben, wir merkens heute nicht mehr – zu jedem anderen Dorf war seit jeher ein herzlicherer Verkehr als mit dem einzigen Kirchspieldorf Schenkelberg. Es mag wohl mit den alten Geschichten zusammenhängen.

Geschlechter kommen und gehen, aber ihre Freundschaften und ihre Feindschaften überdauern sie um vieles, und schließlich weiß niemand es mehr, warum es einstens so war.

Und heute kommt manchmal ein Lächeln uns an über vieles, was einstmals die Welt aus den Angeln zu heben schien.



Im Grenzstein von Herschbach ist das Host des hl. Laurentius eingemeißelt. Erklärung: HB.W= Herschbach Westorwald

Der Heilige Laurentius

Schutzpatron von Herschbach

Die Bürger von Herschbach haben sich den hl. Laurentius als ihren Schutzpatron auserkoren. Im Herschbacher Siegel wie auch im alten Herschbacher Stadtwappen wird er als Levite dargestellt mit einem eisernen Feuerrost in der Hand.

Laurentius war von Geburt Spanier. In Rom erhielt er durch den Erzdiakon Sixtus, welcher später Papst wurde, religiöse und wissenschaftliche Ausbildung.

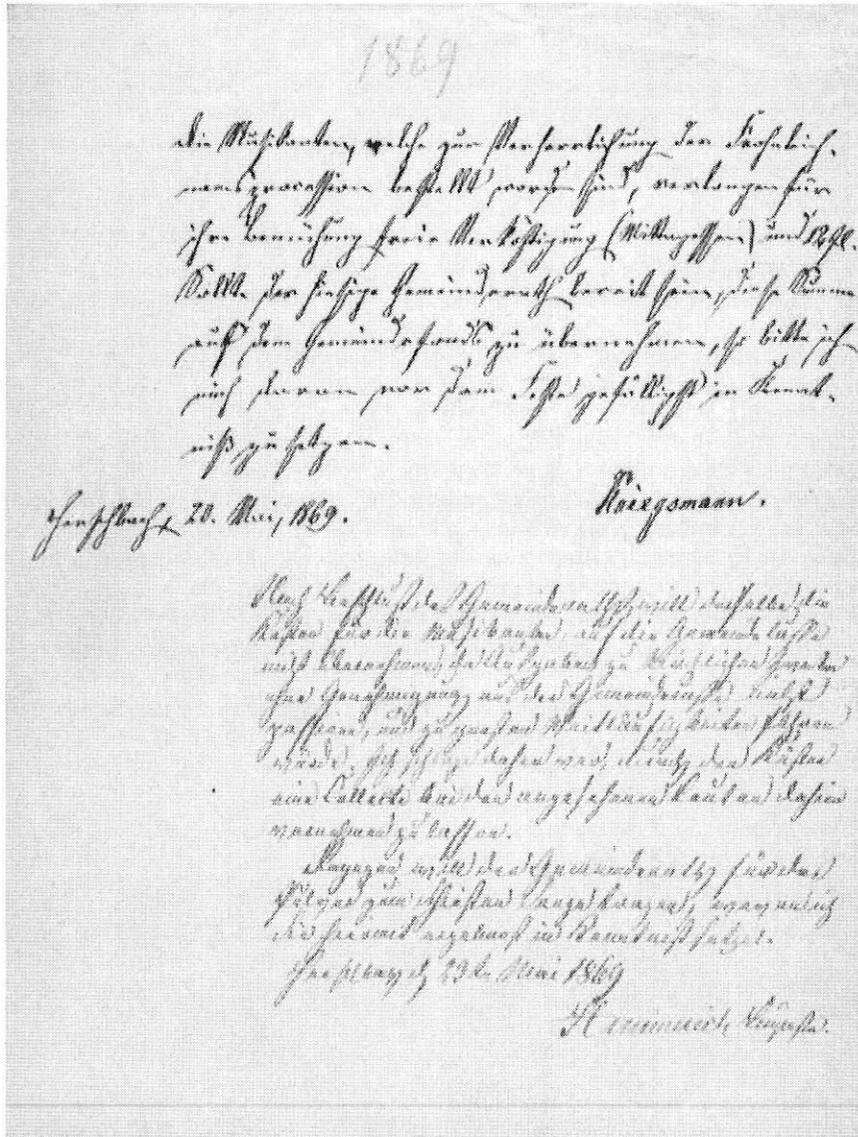
Im Sommer 258 befahl Kaiser Valerian, daß alle christlichen Bischöfe und Priester hingerichtet würden. Unter den ersten wurde Papst Sixtus gekreuzigt. Laurentius begleitete ihn auf den Richtplatz und beklagte weinend, daß nicht auch er für seinen Erlöser Jesus Christus hingerichtet würde. Doch nach drei Tagen wurde auch er zum Kaiser befohlen. Dieser befahl ihm, alle Kirchenschätze zu sammeln und diese dem Staate zu übergeben. Laurentius beeilte sich darauf, alle kostbaren Gegenstände unter die Armen zu verteilen. Danach lud er alle Blinden, Tauben, Stummen und Krüppel ein und erklärte dem Präfekten, daß diese die Schätze der Kirche wären. Außer sich vor Wut bestrafte er Laurentius mit einem ganz langsamen Märtyertod. Er ließ ihn auspeitschen, mit Bleikugeln schlagen und mit glühenden Eisen verbrennen.

Danach band man Laurentius auf ein Eisenrost und legte ihn so gefesselt über glühende Kohlen. Aber Laurentius beklagte sich nicht, sondern betete zu Gott. Deshalb löste man die Fessel, drehte Laurentius auf die andere Seite und legte ihn wiederum gefesselt über die Feuersglut. Er betete weiterhin für die Bekehrung Roms und verstarb dann. Man gibt seinen Todestag als den 10. August 258 an.

Aus diesem Grunde wird die Herschbacher Kirmes jedes Jahr am zweiten Sonntag im August gefeiert.



Der hl. Laurentius, in der rechten Hand die Siegespalme, in der linken Hand den Feuerrost.



Ein Pfiffikus

Es war so um 1860, als die Pfarrer in den kleinen Gemeinden nicht nur bei Gottesdiensten, sondern auch bei vielerlei profanen Dingen aktiv werden mußten: Kirche säubern, Kirche schmücken, Glocken läuten, und manches mehr.

Da überlegte der Hartenfelser Pfarrer, wie es wohl anzustellen sei, trotz finanzieller Schwierigkeiten einen Küster zu beschäftigen. In einem Brief an den Schultheißen Himmerich in Herschbach bittet er, in Hartenfels wie in Herschbach eine Sammlung in den Gemeinden vornehmen zu dürfen. Ohne weitere Begründung lehnt der Schultheiß ab. Erbst darüber, wendet sich der Hartenfelser Pfarrer an den Bischof mit der Bitte, sich für diese „gerechte Sache“ einzusetzen. Der Bischof schreibt nun dem Fürsten, der dem Schultheiß vorsteht. Der Fürst wiederum bittet den Schultheißen, den Grund der „Küster-Ablehnung“ mitzuteilen.

Wenig später erhält er seinen eigenen Brief zurück mit folgendem Hinweis: „Unser Herr Jesus hat seinen Jüngern die Füße gewaschen, da kann der Pfarrer in Hartenfels wohl auch die Glocken selbst läuten.“

Vor über 100 Jahren

Die Musikanten, welche zur Verherrlichung der Fronleichnamspedition bestellt worden sind, verlangen für ihre Bemühungen freie Verköstigung (Mittagessen) und 12 fl. Sollte der hiesige Gemeinderath bereit sein, diese Summe auf den Gemeindefonds zu übernehmen, so bitte ich mich davon vor dem Feste gefälligst in Kenntnis zu setzen.

Herschbach, 20. Mai 1869.

Kriegsmann, Pfarrer

Nach Beschluß des Gemeinderathes will derselbe die Kosten für die Musikanten auf die Gemeindekasse nicht übernehmen, da Ausgaben zu kirchlichen Zwecken ohne Genehmigung aus der Gemeindekasse nicht passend, und zu großen Weitläufigkeiten führen würde. Ich schlage daher vor, durch den Küster eine Collecte bei den angesehenen Leuten dahier vornehmen zu lassen.

Dagegen will der Gemeinderath für das Pulver zum Schießen Sorge tragen, wovon ich Sie hiermit ergebenst in Kenntniß setze.

Herschbach, 23. Mai 1869.

Himmerich, Bürgermeister

Die Freiherrn von Reiffenberg

Ein Westerwälder Adelsgeschlecht

Allenthalben trifft man im Westerwald den Familiennamen Reiffenberg oder Reiffenberg an. Nur wenige wissen aber, daß es sich hierbei um ein altadliges Geschlecht handelt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man das Geschlecht der Freiherrn von Reiffenberg in seinen Ursprüngen auf jene alte Trutzfeste Reiffenberg im Taunus zurückführt.

Später trennte sich das Geschlecht in mehrere Zweige, unter denen die Freiherrn von Reiffenberg, welche auf dem Westerwald die Schlösser Weltersburg und Hartenfels besaßen oder zu Lehen hatten, für die Namensträger „Reiffenberg“ im Westerwald von besonderer Interesse sind.

Durch eine Urkunde vom 11. Januar 1599 belehnte Lothar, Erzbischof von Trier, den Ritter Georg Hans von Reiffenberg. Georg Hans war kurtrierischer Rat und Amtmann zu Hartenfels. Er ist Stammvater der „Hartenfels'schen Linie“. Sein Sohn, Johann Heinrich zu Reiffenberg, wird am 21. Januar 1613 durch Kaiser Matthias in den erblichen Freiherrnstand erhoben.

Doch das Geschlecht der Freiherrn von Reiffenberg verarmte recht bald. Schon der Enkel von Johann Heinrich wurde durch die politischen Wirren des 30-jährigen Krieges vom Amtmann der Herrschaft Hartenfels zum Schultheißen degradiert. Dieser Schultheiß Amandus Friedrich von Reiffenberg legte den Freiherrntitel sowie das Prädikat „von“ ab. Freilich fehlte es nicht an Anstrengungen einiger Nachfahren, die alten Rechte wieder geltend zu machen, jedoch ohne Erfolg.

Im Jahre 1978 trafen sich in Hartenfels, auf der Ruine der ehemaligen Burg, die Nachkommen derer „von Reiffenberg“. Man war nicht wenig überrascht, wie weit sich diese Sippe in Deutschland verbreitet hatte.



700-Jahrfeier — Oben: Richtstätte auf der Galgenhöhe.
Unten: Stadtsoldaten





Herschbach/Unterwesterwald
Die Aufnahme wurde ca. 1920 hergestellt. Links unten ist der ehemalige Verlauf der Kleinbahn zu erkennen.